

Professor E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: Article

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 32

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fallende Kritik werden das Beste dazu tun, um Sie zum richtigen Theaterhelden umzumodeln. Hauptsächlich die Frauen. Uebrigens will alles gelernt sein.“ Martin wollte eben einwenden, daß er diese Wissenschaft nicht zu kennen begehre, aber er mochte nicht schwerfällig sein, und hatte schon genug Gesellschaftsluft geatmet, um zu wissen, daß alles, was in die Tiefe ging, langweilte, und nicht gestattet war. Er sagte daher ein paar anerkennende Worte über die Studien, die Hellebedes Empfangszimmer schmückten. Zu des Direktors Erstaunen bezeichnete er sofort das wertvollste der Bilder als dasjenige, das ihm am besten gefalle. Hellebede kam aufs Theater zurück.

„Ich würde Ihnen raten, lieber Herr Born, soviel als möglich die Proben zu besuchen. Sie sollten sich auch öfters selbst hören, na, Bianchi wird nicht verfehlen, Sie heranzuschleppen. Mit Anfang September beginnt die Spielzeit, ich werde große Triumphe in Ihrem Schatten feiern dürfen.“ Martin war verlegen. Er hatte wenig Übung im Entgegennehmen direkter Artigkeiten und ebensowenig in ihrem Zurückschicken. So schüttelte er nur mit dem Kopf, und Hellebede, für den Martin durchsichtig wie ein Glas war, lächelte. „Ein Osterlämmlein“, dachte er, „keiner der Unsern.“

„Kennen Sie Gedlach schon? Dicker Bauch, langer Schnurrbart, böses Maul, aber Grün im Schädel. Es ist höchste Zeit, daß Sie ihn kennen lernen. Ein begabter Kritiker, der selbst etwas vom Künstler an sich hat. Eigentlich bespricht er das Schauspiel, sein feines Gefühl für Musik

hat ihn indessen befähigt, auch unsere Opern zu zerpfücken. Er tut das nicht in kurzen Artikeln, sondern in ganzen Feuilletons, und es gibt nichts im Himmel und auf Erden, das er nicht in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht. Sehr geistreich, geht selten fehl. Aber reißt herunter, was sich reißen läßt. Immerhin habe ich ihn auch schon begeistert gesehen: als die Irene Woschiska da war. Ich glaube, er weinte öffentlich vor Freude. Und das andere Mal, als wir den Giersed hier hatten im Parsifal. Da schäumte seine Feder über und schrieb mit Champagner. Er wird an Ihnen seine helle Freude haben. Eines wird er auszusagen nicht verfehlen.“ Martin sah Hellebede forschend an. „Er wird die Leidenschaft in Ihrem Gesang vermissen“, sagte der Direktor. „Die fehlt noch.“

„Zu meinem Glück, denke ich“, gab Martin zurück.

„Als Mensch, sicherlich zu Ihrem Glück. Als Künstler kommen Sie ohne Sie nicht aus. Wären Sie Schauspieler, möchten Sie darüber stolpern. Als Sänger ist es nicht so schlimm. Sie haben noch zu wenig erlebt, das ist es. Aber noch einmal: Ihre Stimme ist so glanzvoll, so außergewöhnlich umfangreich, biegungsfähig, eigenartig im Ton und so bis zum letzten Punkt ausgebildet, daß es wohl geschehen mag, daß eine gewisse Kühle darin gar nicht auffallen wird. Wenn Sie auf der Bühne stehen werden, wird das heilige Feuer Sie packen.“ Hellebede betrachtete seine Zigarette angelegentlich und strich die Asche an einem zierlichen silbernen Eichenblatt ab. (Fortf. folgt.)

Professor E. A. Göldi und seine Forschungen im Amazonasgebiet.

Wir haben kürzlich in der Chronik dieses Blattes den Nekrolog und das Bild des am 5. Juli lektthin verstorbenen Zoologen Professor Dr. Göldi veröffentlicht. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten rechtfertigt es, daß wir auf sein Lebenswerk zurückkommen. Es gibt Menschen, die ihr Leben wie ein an der Sonne gelegenes Ackerfeld mit gutem Erdreich zu nützen verstehen. Wie Regen und Sonnenschein das Wachstum der Pflanzen fördern, so bietet die Liebe und die Begeisterung für die Arbeit dem Willen Ansporn und Kraft, das gesetzte Ziel zu erreichen. Professor Göldi war ein Mensch dieser Art, ein Gelehrter bis ins Innerste seiner Seele, von glühender Begeisterung für die Wissenschaft, für sein Fach insbesondere durchdrungen.

Ein Lehrersohn findet er im väterlichen Beruf die ersten Anregungen zur Beschäftigung mit geistigen Dingen. Wie der Vater wird er Reallehrer; er unterrichtet zunächst in Besen und Neuenstadt und besucht nebenbei die Kurse der Akademie in Neuenburg. Das Glück will ihm gut; er erhält den schweizerischen Freiplatz an der zoologischen Station Dohrn in Neapel und

studiert an der dortigen Hochschule. Nach einem Jahr öffnet sich ihm eine Lehrstelle in Jena; so kommt er zu Professor Häckel, wird sein Schüler und bald sein Assistent. Zur Vertiefung seiner Studien geht er nach Leipzig und Berlin

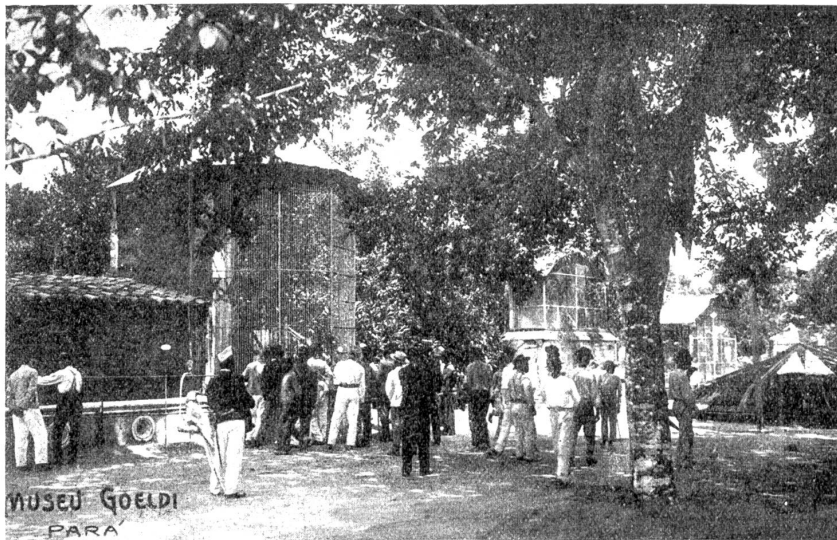


Das Museum Göldi in Pará.

und hört von Richthofen, Wundt, Leudart, von Helmholtz und Virchow. Im Jahre 1883, erst 24 Jahre alt, promoviert er zum Doktor der Philosophie an der Universität in Jena.

Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz treibt ihn der Forscher- und Wandertrieb abermals in die Ferne; er bewirbt sich um die Stelle eines Subdirektors am Museo nacional in Rio de Janeiro, erhält sie und reist nach Brasilien, das seine zweite Heimat wird. Hier erwirbt er sich das Vertrauen der Regierung und heiratet er die Tochter eines Schweizer Handelsmannes. Das war unter der Regierung Don Pedros. Als die Monarchie gestürzt wird, verliert Göldi mit andern Ausländern seine Stellung; er leitet während drei Jahren eine von seinem Schwiegervater gegründete Kolonie im Orgelgebirge, bis der ehrenvolle Ruf des Gouverneurs von Pará an ihn ergeht, in der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz ein Museum für Naturgeschichte und Ethnographie zu organisieren. Das war für Göldi die Aufgabe, die seinen schönsten Lebenswünschen entsprach. Mit Feuereifer und mit nie ermüdender Arbeitskraft machte er sich an seine Aufgabe.

Der brasilianische Staat Pará umfaßt den urwaldreichen Unterlauf und das Mündungsgebiet des Amazonasstromes; seine Hauptstadt ist das geistige und kommerzielle Zentrum dieses sehr dünn bevölkerten Gebietes. Die Kultur des Landes ist noch sehr wenig entwickelt. Umso reicher ist das Land an Naturschätzen. Zur Zeit, da Göldi dort seine Tätigkeit begann, war das Amazonasgebiet trotz Humboldt, Wallace, Agassiz, u. a. berühmter Forscher biologisch noch sozusagen eine terra incognita; es fehlte der Forschung eine Heimstätte, wo sie dauernde Beobachtungen vornehmen konnte. Dieses Institut hat Göldi geschaffen in seinem „Museum für Naturgeschichte und Ethnographie“. Es steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Urwald und enthält einen ansehnlichen botanischen Garten sowie einen zoologischen Garten. Göldi bekundete in der Anlage und im Aufbau des Instituts ein bewunderungswürdiges Organisationstalent. Seine Kraft wurde von der Regierung bald

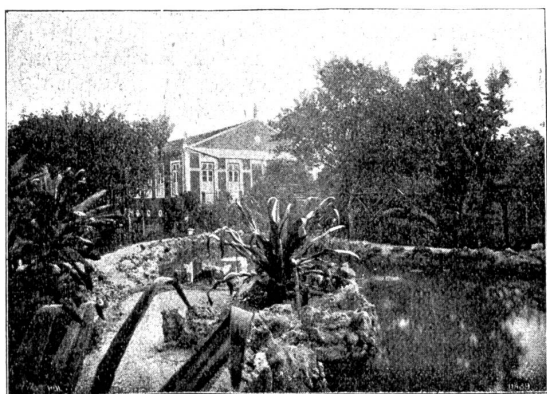


Museum Göldi in Pará: Der zoologische Garten.

nur enthält das Museum in Pará das vollständige Studienmaterial zu der Naturgeschichte des Amazonasgebietes, sondern sein in portugiesischer Sprache erscheinendes Bulletin bietet in seinen vielen Jahrgängen auch schon einen außerordentlich interessanten Einblick in dieses Lebensgebiet. Zahllos sind die Arbeiten, die Göldi selbst in diesem „Boletim“ veröffentlicht hat. Vor uns liegt ein Original-Verzeichnis, gedruckt im Jahre 1904, mit handschriftlichen Nachträgen, von Göldis naturwissenschaftlichen Publikationen. Es umfaßt bis zum Dezember 1915 231 eigene und 52 durch seine Forschungen angeregte Arbeiten. Wir notieren die Titel der 10 umfangreichsten und bedeutungsvollsten seiner Werke.

1. Amerikanische Reben. Rio de Janeiro, 1890, 2 Bde, 281 Seiten, 66 Abbildungen.
2. Die Säugetiere Brasiliens. Ebenda 1893, 182 Seiten.
3. Bericht über die Kaffeekrankheit in der Provinz Rio de Janeiro. „Archiv des Nationalmuseums“, Vol. VIII, 1892.
4. Die Vögel Brasiliens. 2 Bde, 682 Seiten. Rio de Janeiro, 1890-1900.
5. Die Vogelwelt des Amazonasstromes. Sammlung von Kunstblättern in 3 Lieferungen. Zürich, 1902.
6. Studien über die geweihtragenden Hirsche Brasiliens. Rio de Janeiro, 1902, 46 Seiten.
7. Archäologische Ausgrabungen im Jahre 1895 für das Museum in Pará. Pará, 1900, 46 Seiten.
8. Die Stechmücken in Pará. Memórias do Museu Göldi, IV. Pará 1905, 152 Seiten, 150 Abbildungen im Text und 5 chromolithographische Tafeln.
9. Die sanitär-pathologische Bedeutung der Insekten und verwandte Gliedertiere, namentlich als Krankheits-Erreger und Krankheits-Überträger. Einfluss von Vorträgen an der Universität Bern. Mit 178 Figuren, 156 pag. Berlin 1913.
10. Die Tierwelt der Schweiz. Bd. I. Wirbeltiere. 1914, Verlag A. Franke, Bern. 654 Seiten und Vorwort XVI.

Während seiner zehnjährigen Wirksamkeit als Hochschullehrer in Bern entstanden eine Menge kürzerer Arbeiten, die Göldi nach seinen Referaten an der naturforschenden oder geographischen Gesellschaft in Bern oder nach akademischen Vorträgen ausarbeitete. Mit Vorliebe griff er bei diesen populärwissenschaftlichen Vorträgen auf Erinnerungen aus seiner 20-jährigen Tropenzeit zurück. Göldi verfügte über eine prächtige Darstellungsgabe und einen anschaulichen flüssigen Stil. Eine höchst interessante Zusammenfassung seiner Forschererlebnisse



Eine Ecke des Museums von Pará.

so geschätzt, daß sie ihm reichlich die Mittel zum Ausbau und zur Vergrößerung des Instituts zur Verfügung stellte. So konnte Göldi nach zehnjähriger Tätigkeit in Pará (von 1894-1905) auf ein Werk bliden, das an Wissenschaftlichkeit und organisatorischem Ausbau den Vergleich mit jedem andern naturwissenschaftlichen Institut aushalten kann. Nicht

in Brasilien gab er anlässlich eines Europaufenthaltes in einem Vortrag, gehalten vor der geographischen Gesellschaft in Bern im Juni 1899. Dieser Vortrag, betitelt „Naturwunder der Insel Marajó im Amazonasstrom,“ findet sich in der „Schweiz“ IV. Jahrgang, Heft 24 und 25 abgedruckt. Die Insel Marajó liegt im Mündungsdelta des Amazonas. Sie ist biologisch außerordentlich interessant. Ihre riesigen Urwälder, die mächtigen Grassteppen, die Seen und Tümpel und Wasserströme, das äquatoriale Klima, diese Faktoren bieten einer großartig mannigfaltigen Tierwelt das Optimum der Existenzbedingungen. Auf zahlreichen Expeditionen lernte Göldi diese Tierwelt kennen. Brasilien ist die Heimat der Brüllaffen; sie kommen auf Marajó in außerordentlich großer Zahl vor, so daß sie die ersten Eindrücke des Reisenden stark mitbestimmen. Der charakteristische Vertreter der Raubtierfamilie ist der Jaguar. Doch lassen wir hier Göldi selber sprechen, um unsern Lesern von seiner Forscherarbeit einen Begriff zu geben.

„Dasjenige Raubtier aber, welches dort unser Interesse in hervorragendem Grade wachzuhalten imstande ist, bleibt zweifelsohne der Jaguar, der in der Nordosthälfte von Marajó unbestreitbar eine bis zum heutigen Tage häufige Erscheinung bildet. Dies gilt zumal für den atlantischen Saum, dann aber auch für die demselben vorgelagerten physiognomisch- und genetisch identischen Inseln des Flechas, Mexiana und Cavianna. Für Mexiana konnte schon Wallace die Häufigkeit des Jaguars konstatieren; ich weiß aus neueren Erkundigungen an Ort und Stelle, daß seit den 50er Jahren in dieser Hinsicht keine wesentliche Veränderung Platz gegriffen hat. Der Jaguar, die drittgrößte Raqe der Welt, die sich unmittelbar an Löwe und Tiger anreihet, findet dort an der Amazonas-Mündung offenbar ein Zusammentreffen einer Mehrzahl von ihm besonders günstigen Existenzbedingungen: ein großartiges Netz größerer und kleinerer, fischreicher Flüsse, die zu beiden Seiten mit einem Saum vielfach undurchdringlicher Hochwald-Vegetation eingerahmt sind, während ausgedehnte Savannenflächen die Zwischenräume ausfüllen; die großartige Viehzucht, welche seit ungefähr 1½ Jahrhunderten dort einheimisch ist, während doch die menschliche Bevölkerung eine auffallend dünn gesäte blieb. Er ist eben, wie so manche andere Feliden, eine hervorragend glücklich angelegte Natur, indem er im Wasser ebenso gut zu Hause ist, wie auf dem Festland und aus den Terrain-Schwierigkeiten, wie sie Marajó bietet, ebenso viele Vorteile zieht, als der Mensch Nachteile, jedesmal wenn es sich um eine ernsthafte Verfolgung handeln sollte. Der Jaguar schwimmt und taucht wie ein Fisch und das Uebersehen über einen Strom, einen Meeresarm, nach einem Uferwald oder einem Eiland, wo für ihn etwas zu holen ist, bedeutet für ihn nicht nur keine Anstrengung, sondern eher einen auf täglichem Pirschgang mit Vorliebe betriebenen Sport. Den Viehzüchtern schadet er namentlich durch das Schlagen der Kälber und jüngeren Rinder; er holt aber auch nicht ungern etwa einen unvorsichtigen Haushund vom Gehöfte weg, das er nächtlicher Weile zuweilen mit unglaublicher Dreistigkeit umkreist. Ich habe es mir angelegen sein lassen, von zuverlässigen Großgrundbesitzern Erkundigungen einzuziehen über die Größe des von Jaguaren ihrer Viehzucht zugefügten Schadens und bin zu dem Resultate gekommen, daß derselbe längs des atlantischen Küstenstriches jährlich durchschnittlich zwischen 1/2 bis 3/4 % des Gesamtviehstandes zu schwanken pflegt. Dabei gibt es Striche, die besonders geplagt sind; für die vorhin genannten Inseln draußen sind die Verhältnisse wesentlich augenfälliger und bezüglich der Insel Das Flechas hörte ich berichten, daß der dortige Besitzer den Verdruß hatte, seinen kleinen, auf ca. 30 Stück sich belaufenden Viehstand binnen Jahr und Tag von Jaguaren gänzlich vernichtet zu sehen, die vom Festlande herübergeschwommen kamen.

Indessen möchte ich der irrigen Annahme, als hätte man es in jenen Gegenden auf Schritt und Tritt mit dieser stattlichen Raqenform zu tun, entgegenreten. Man kann Wochen

und Monate dort zu Besuch sein, Tag für Tag den Campo in jeder Richtung durchstreifen, ohne auch nur einmal einen Jaguar zu Gesichte zu bekommen.

So erging es mir und meinen Begleitern trotz wiederholten, längeren Aufhalten und ich erinnere mich bloß eines einzigen Falles, wo in den Nachmittagsstunden ein Jaguar an unserem Gehöfte vorüberstrich, wovon wir aber leider die Nachricht erst mit einer Verspätung von mehreren Minuten erhielten. Er ist eben den Tag über weniger agil. Weit öfter stoßen natürlich die Viehhirten mit ihm zusammen auf der Ausübung ihres Handwerkes. Zu hören aber bekommt man ihn auf den Fazendas der Küstenseite zur Genüge in später Abend- und früher Morgenstunde; es trennen uns vielleicht wenige hundert Meter von dem „Teso“, von welchem das Gebrüll herkommt und regelmäßig konnte ich in einem solchen Haine bei Tage die Stelle konstatieren, an welcher der Jaguar in der vorigen Nacht nach Hauskätzchen-Art seinen Kot eingescharrt hatte; die respektablen Fußballen-Eindrücke in der frischen Erde, die ich mit meiner Hand kaum zuzudecken vermochte, ließen keinen Zweifel aufkommen. Das zerstreut herumstehende Vieh, von dem bloß eine Anzahl junger Kälber über Nacht in die Gehege eingetrieben werden, gibt ebenfalls zu verstehen, daß es die Stimme des Erbfeindes kennt; die Rühr werden unruhig, der ausgewachsene Bullen steht vom Boden auf, regt sich kampflustig und erwidert den Fehderuf, die weidenden Herde spitzen die Ohren.“ (Schluß folgt.)

Das Leben auf dem Klee- und Kohlfelde.

Für Naturfreunde.

Von J. U. Ramsener.

Am sonnigen Seerain bei Wiggiswil grenzt ein großer, blühender Kleeader an die Landstraße. Auf der andern Seite derselben, auf der Ebene, befindet sich ein großer Kohlfelder.

Kein Naturfreund kann jetzt zwischen diesen beiden Aedern vorbeigehen, ohne hier das Leben zu beobachten. Natürlich wird ihn der blühende Kleeader zuerst fesseln. Wie ein großer Teppich aus roten Rosen erscheint er dem Wanderer, und die saftgrünen Blätter zwischen den Kleeblumen verleihen ihm einen fesselnden Reiz. Noch ist man nicht dabei, bringt einem schon ein Lüftchen den würzigen Honigduft als Gruß entgegen. Noch weiden sich Auge und Nase an Pracht und Duft dieses Aeders, so schmaukt und schnalzt auch schon die Zunge: „Ah — KleeHonig — Naturhonig!“ Unwillkürlich denkt man sofort an die Honigsammler. Die Ohren melden dienstfertig: „Die Bienen sind schon an der Arbeit, hört, welch ein gewaltiges Gesumm man vernimmt!“

Die weithin leuchtenden, roten Kleeblumen und ihr herrlicher Duft haben eine unendliche Zahl Honiggäste aller Art herbeigelockt. Vorab die Bienen, die den Honig auch für das beliebte Honigbutterbrot sammeln. Sie sind mit Rüsselchen und Blütenstaubtröbchen in voller Tätigkeit. In eifriger Hast geht es von Blume zu Blume, tauchen sie ihr Saugröhrchen in jede Blüte, und die flinken Füßchen bürfen dabei den Blütenstaub in die Tröbchen am Hinterfüßchen. Auf der nächsten Kleeblume trägt eine Biene schon bald erbsengroße Höschchen, und doch macht sie noch keine Miene, damit heimzukehren. Ihr Rüsselchen war eben weniger glücklich. Aus gar vielen Blüten hatte schon ein anderer Honig-gast den Honig genascht. Gleichwohl ist sie der Blume für jedes Tröpfchen Honig dankbar, und da jede Blüte gern befruchtet sein will, besorgt sie dies; eigentlich ohne es zu wollen, bestreicht sie die Blüten mit dem anhaftenden Blütenstaub. Das tun auch die Hummeln; aber auf das Butterbrot liefern sie keinen Honig.

Wegen den Bienen bleibt aber niemand auf der Straße stehen, auch wegen den vielen Schmaröherbienen nicht, die